



IRMA THALMANN

**ERINNERUNGEN
AN MEINEN VATER**

IRMA THÄLMANN

**ERINNERUNGEN
AN MEINEN VATER**

VERLAG FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR
MOSKAU 1960

КОММЕНТАРИЙ НАТАЛИИ СМИРНОВОЙ
ОФОРМЛЕНИЕ АНАТОЛИЯ БЕССОНОВА

Mein Leben und mein Wirken kannte und kennt nur eines: für das schaffende deutsche Volk meinen Geist und mein Wissen, meine Erfahrungen und meine Tatkraft, ja, mein Ganzes, die Persönlichkeit, zum Besten der deutschen Zukunft, für den siegreichen sozialistischen Freiheitskampf im neuen Völkerfrühling der deutschen Nation einzusetzen.

E. THÄLMANN



Solidarität

Meine Eltern erzählten mir oft, welch große Armut herrschte, als ich am 6. November 1919 geboren wurde. Es war in Hamburg-Eppendorf, in der Siemssenstraße 4. Auf der Straße lag tiefer Schnee. Die Eltern hatten keine Kohlen und kein Holz, so daß die Wohnung eiskalt war. Um mir und meiner Mutter ein wenig Wärme zu spenden, wurde in der Küche der Gaskocher angesteckt. Die Mutter stillte mich bei dieser kleinen Flamme und schüttelte sich dabei vor Kälte. Unser Vater stand oft mit geballten Fäusten in der Küche und sagte: „Rosa, das muß anders werden. Millionen frieren so wie unsere Kleine und du. So wie ich arbeitslos bin, sind fast alle Hafearbeiter und Millionen Deutscher arbeitslos.“

Die Genossen besuchten den Vater, und jeder brachte, als sie diese große Not sahen, Holz und Kohlen mit. So wurden meine Geburt und meine ersten Lebenstage von der Freundschaft und Liebe der Hamburger Arbeiter erwärmt.

Bei uns würde eingebrochen

Bei uns gab es immer viel Aufregung*, und ich erinnere mich noch an ein Ereignis, das damals auf mich einen großen Eindruck machte: an den Einbruch, der bei uns im Jahre 1922 verübt* wurde. Vater und Mutter waren in einer Versammlung. Da drangen unbekannte Män-

ner in die Wohnung ein und wühlten in den Schränken und im Schreibtisch herum. Ganz offenbar suchten sie Dokumente und politisches Material der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Ich habe dabei ganz ruhig geschlafen.

Als die Eltern von der Versammlung nach Hause kamen, weckten sie mich und fragten mich in großer Erregung immer wieder: „Wer war denn hier?“

Aber ich konnte keine Auskunft geben*. Die bestürzten Gesichter der Eltern sind mir im Gedächtnis haften geblieben*.

Ernst Thälmanns Leben war stets in Gefahr

Wir wohnten parterre*, und unser Fenster stand in der warmen Jahreszeit am Abend meistens offen. Im Juni des Jahres 1922 warfen eines Nachts Angehörige der faschistischen Mordorganisation „Consul“* auf das Fensterbrett des Wohnzimmers eine Handgranate. Bei der Explosion wurden die Scheiben zertrümmert und die Fensterrahmen herausgerissen.

Meine Mutter und ich lagen im Bett. Unser Schlafzimmer lag nach vorn heraus, war aber durch einen Mauervorsprung geschützt, darum passierte uns nichts. Als Vater mit den Genossen von der Versammlung kam, konnten sie nur noch die Explosivstoffe, die außerdem durch das Fenster geworfen worden waren, vernichten. — Damals schon wollten die Faschisten den Arbeiterführer Ernst Thälmann töten.

Mein Vater konnte sehr energisch werden. Das zeigt ein Vorfall, an den ich mich gut erinnere und über den wir auch später noch lachten. Der Vater kam spät, um zwei Uhr nachts, von einer Versammlung in einem Vorort Hamburgs. Gegenüber unserem Hause stand ein Mann und starrte auf unsere Haustür und die Fenster. Vater ging auf ihn zu und faßte ihn sofort am Kragen*. Nur durch das

Hinzukommen eines anderen Genossen* wurde die Sache richtig aufgeklärt: Die Genossen hatten festgestellt, daß von Kapitalisten gekaufte Subjekte ständig auf der Straße und vor unserem Hause herumlungerten. Darum hatten sie tagelang, ohne es dem Vater zu sagen, eine Wache in der Nähe unseres Hauses aufgestellt; besonders dann, wenn Vater spät vom Bahnhof nach Hause ging. Die Genossen haben den ganzen Weg überwacht, damit Vater nichts passieren sollte*. Vater sprach danach mit den Genossen. Er wollte von allem unterrichtet werden.

Unsere Wohnung lag so ungünstig, daß die Mordbanditen es leicht hatten*, auf Ernst Thälmann Jagd zu machen*. Vater beauftragte darum die Mutter, eine neue Wohnung zu suchen. Aber es dauerte lange, bevor sie eine fand*. Kein Hausbesitzer wollte uns haben.

Bei der Besichtigung einer Wohnung in der Tarpenbeckstraße sagte Vater: „Die wird genommen*.“ Der Hausbesitzer äußerte Bedenken, aber Vater unterhielt sich mit ihm, sie wurden einig, und wir zogen in die Wohnung ein.

Die Hamburger Arbeiter im Aufstand

Im Oktober des Jahres 1923 war der große Hamburger Aufstand*. Mein Vater leitete ihn. Die Arbeiter in Hamburg kämpften um Arbeit und Brot. Sie kämpften gegen die unerhörte Unterdrückung — für die Freiheit und den Sozialismus.

Unsere Wohnung war ein Sammelplatz für die Kämpfenden. Im ganzen Hause wurde, wie in vielen Hamburger Arbeiterhäusern, für die kämpfenden Arbeiter gekocht. Frauen und Kinder halfen Barrikaden bauen. Die Hamburger standen auf seiten der Arbeiter*.

Ich lief auf die Straße, und eine Kugel pfiff direkt an meiner Brust vorbei. Ein Arbeiter nahm mich am Arm* und brachte mich zur Mutter, die aber jetzt keine Zeit für mich hatte.

Der heldenhafte Kampf in Hamburg war ein Beweis für die Kraft und den Mut der Arbeiter und zeugte von der militärischen Klugheit der Arbeiterführer.

Mein Vater sagte später von seinen Mitkämpfern: „Sie standen drei Tage und drei Nächte. Sie griffen an, sie fielen, sie wichen zurück, aber sie ergaben sich nicht.“

Der Hamburger Aufstand scheiterte, weil die Arbeiter in ihrem Kampf allein blieben. Die verräterischen SPD-Führer* und einige Verräter in der Führung der KPD* hatten ein Übergreifen des Kampfes auf ganz Deutschland verhindert. Darum haben die Hamburger Arbeiter nach drei Tagen erfolgreicher Kämpfe den Aufstand abgebrochen. Nun wurden in Hamburg Massen von Arbeitern und Arbeiterfrauen verhaftet. Aber trotz Verfolgung und Terror durch die Söldlinge der Kapitalisten herrschte in Hamburg wohl Trauer um die Toten, aber keine Mutlosigkeit*. Unermüdliches Ringen um die Einheit der Arbeiterklasse, unermüdliche Aufklärung aller Werktätigen über die Notwendigkeit des Kampfes für ein besseres Leben, das waren die Lehren aus dem Hamburger Aufstand.

Gedenkstunde für die Barrikadenkämpfer von 1923

Am 9. November 1923 fand auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg eine große Gedenkkundgebung für die im Oktober gefallenen und zu Tode gequälten Arbeiter* und Arbeiterinnen statt. Es war ein gewaltiger Aufmarsch. Die Polizei hatte gegen Vater einen Haftbefehl erlassen*, aber die Parteileitung beschloß: „Trotz Verbot spricht Ernst Thälmann!“

Die Arbeiter und Arbeiterinnen Hamburgs zogen unaufhörlich zum Friedhof*. Mutter hatte mich mitgenommen. Die Demonstrationzüge wurden von Überfallkommandos bedroht; vor dem Friedhof standen Lastwagen mit schwerbewaffneten Polizisten, und auch berittene Polizei war auf-

geboten worden*. Auf dem Friedhof waren Kriminalbeamte und Polizeispitzel postiert*.

Die Parteileitung hatte jedoch alle Vorbereitungen des Aufmarsches, das Programm der Kundgebung und die Sicherheit der Veranstaltung bis ins kleinste organisiert*. Jeder Genosse, der zum Schutz Ernst Thälmanns eingesetzt war, wußte genau seinen Platz und kannte seine Aufgabe. Jeder war bereit, dafür zu sorgen, daß die Rede nicht gestört wurde und daß Genosse Thälmann nach der Rede unversehrt den Ohlsdorfer Friedhof verlassen konnte.

Mein Vater war nirgends zu sehen. Ich habe mir die Augen ausgeschaut* — auf einmal, mitten in der Kundgebung, brach ein Jubel los, und im selben Moment hörte ich Vater zu uns sprechen*. Alle Trauer war minutenlang vergessen*.

Unter großer Begeisterung sprach Vater zu den Werktätigen von Hamburg. Dann sah ich nicht, wo er blieb.

Unbemerkt, so wie er gekommen war, verschwand er wieder. Die Massen der Arbeiter deckten ihn. Die Kette der Genossen, die die Kundgebung schützten, war nicht zu durchbrechen*.

Später einmal hörte ich, wie Fiete Schulz*, Jonny Schehr*, Edgar André* und einige andere Genossen mit Vater über den Aufstand sprachen. Sie berichteten, daß die Polizei Panzerwagen eingesetzt hatte und wie heldenmütig die Panzerwagen von den Arbeitern unschädlich gemacht worden waren. Wenn die Polizei ein Haus besetzte, kam sie fast überall in ein leeres Nest. Überall entstanden Barrikaden, von Frauen und Kindern gebaut. Sie nahmen dazu Steine, Gartenzäune, Bäume — einige Frauen schleppten sogar ihre Möbel herbei.

Die Arbeiter hatten wenig Gewehre und wenig Munition, aber einen eisernen Willen und einen harten Mut, Kampfentschlossenheit und straffe Disziplin.

Bei den Polizeitruppen gab es große Verluste. Ich vergesse nicht, wie Vater sagte: „Die Arbeiter nahmen ihren

Kampf zu Hause auf*. Die gesamte Familie kämpfte. Von den Arbeiterwohnungen aus, von den Dächern der Mietskasernen herab wurden die Söldlinge beschossen.“

Unter der Polizei war große Verwirrung. Vater sprach von einem „zähen Partisanenkampf der Arbeiter“.

Ich habe vieles von diesem Kampf vergessen, aber warum dieser Kampf geführt wurde, das hat sich fest und für mein ganzes Leben eingepägt.

Die Arbeiter, die nach dem Aufstand verhaftet wurden, und andere, die in die Illegalität flüchten mußten, ließen ihre Familien zurück. Ein großer Teil der Kinder aus diesen Familien war mit mir im Pionierverband. Ich lernte ihr Zuhause kennen*. Es war erschütternd. Da gab es Familien mit fünf und sechs Kindern, die nur eine Stube hatten oder Stube und Küche. Immer schliefen mehrere Kinder in einem Bett. Die Väter hatten so wenig verdient, daß sich die Kleinen noch nicht einmal an Brot satt essen konnten*. Fleisch, Obst oder Milch — das waren Seltenheiten. Die älteren Kinder mußten die jüngeren Geschwister versorgen, die Mütter konnten die Säuglinge nicht stillen, die Neugeborenen siechten dahin. Die Mütter mußten mitverdienen. Früh gingen sie zur Arbeit, und spät, wenn alle schliefen, kamen sie zurück. Die Frauen erhielten die schwerste Arbeit und nur die Hälfte des Lohnes der Männer. Es herrschte eine große Arbeitslosigkeit.

Die Hamburger Arbeiter hatten dieses Elendsdasein satt*. Sie hatten in einem Kampf nichts zu verlieren*. Wenn sie aber Sieger in diesem Kampf geworden wären, dann hätte es in Deutschland keinen Faschismus gegeben* und keinen Bombenkrieg, sondern ein neues und besseres Leben.

Groß und schön war die Hilfe der werktätigen Menschen für die Hamburger Arbeiter. Zum Weihnachtsfest 1923 nähten Frauen in vielen Ländern Wäsche und Kleider als Geschenke für die Kinder der Gefallenen und Geflüchteten. Hamburger Pioniere suchten diese Kinder in ihren

Wohnungen auf, warben sie für die Pionierorganisation und nahmen sie mit zu ihren Ausflügen. Die Kinder, deren Väter oder Mütter Arbeit hatten, bezahlten das Fahrgeld für die Mädchen und Jungen, deren Väter oder Mütter flüchtig oder eingekerkert waren.

Einmal wurde bekanntgegeben: Fünfzig Kinder fahren nach Holland! Die Internationale Arbeiterhilfe Hollands* hatte für unsere Hamburger Kinder, deren Ernährer verhaftet, flüchtig oder ermordet waren, Ferienplätze beschafft. Dann wurde mitgeteilt: Eine große Gruppe von Kindern fährt in die Sowjetunion! Da gab es frohe Gesichter*. Die Kinder fuhren alle so, wie sie immer angezogen waren, ärmlich und ohne jede Habe*. Sie kamen neu eingekleidet wieder, mit Koffern und Paketen, und viele Kinder brachten für die Geschwister noch etwas mit. Die Solidarität der Arbeiter und Arbeiterinnen der ganzen Welt war etwas Großes für uns Kinder.

Die Partei — die große Familie

Eines Tages wurde Mutter sehr krank, und es war bei uns große Not, es fehlte an allem*. Mutter bat Vater sehr, er möge doch wenigstens an diesem Abend bei ihr bleiben*. Vater lief zuerst ratlos im Schlafzimmer auf und ab, und ich schaute ihn bittend an.

Er sagte: „Rosa, in Wilhelmsburg* warten Hunderte von Arbeitern auf mich. Sicher sind darunter auch Arbeiter, die zu Hause solche Sorgen haben wie wir, bei denen vielleicht auch die Kinder oder die Frau schwerkrank sind. Sie warten auf mich, und ich muß zu ihnen sprechen. Ich muß ihnen den Weg zeigen. Verstehst du das? Allein will ich dich nicht lassen. Ich gehe zu einer Genossin* und werde sie bitten, daß sie zu dir kommt. Es ist eine gute Genossin, und ich weiß, sie wird kommen.“

So war es auch. Für mich war es ein Feſt; denn als die Genossin kam, spielte sie mit mir, und sie brachte mir auch etwas mit.



Ernst Thälmann

Bei uns zu Hause hörte ich meinen Vater und die Genossen oft von der „großen Familie“ sprechen. Damit meinten sie die Partei. Als ich nach vielen Jahren meinen Vater im Gefängnis besuchte, stellte er Fragen über die Familie. Da wußte ich sofort, daß er nicht Mutter oder jemand unserer eigenen Familie, sondern die Partei meinte. So konnte ich dem Vater von vielen Genossen berichten: was der eine oder der andere machte, ob er verhaftet war oder ob er arbeitete.

Mein Vater liebte besonders die Hamburger Arbeiter und Genossen. Ich habe ihn einige Male gefragt: „Warum ziehen wir nicht nach Berlin, wo du doch jetzt in Berlin arbeitest*? Da wären wir jeden Abend zusammen*.“ Er aber sagte: „In Hamburg sind die Hafendarbeiter. Sie sind unsere lieben Freunde, und wir wollen nicht ohne diese Freunde leben. Ich freue mich, wenn ich bei der Arbeit an euch denke; dann denke ich zugleich an Hamburg und an den Hafen und an alle lieben Genossen, die so tapfer mit mir kämpfen. Deshalb wollen wir in Hamburg wohnen bleiben.“

Ich verstand das auch und war immer sehr froh, wenn Vater nach Hause kam.

Die Arbeit macht Freude

Wenn Vater zu Hause war, saß er abends oft noch am Tisch und arbeitete. Ich sagte ihm dann „Gute Nacht“ und ging ins Bett. Wenn ich morgens aufstand, um in die Schule zu gehen, saß er noch immer arbeitend vor seinen Büchern. Mutter sagte dann: „Wenn du fertig angezogen bist*, darfst du hineingehen und Vater bitten, daß er mit uns Kaffee trinkt.“

An solchen Tagen war Vater immer so fröhlich. Er hob mich hoch, wirbelte mit mir zum Kaffeetisch, und dann erzählte er von der Arbeit.

Vater schrieb alles mit der Hand. Ganze Nächte hindurch saß er und schrieb alles auf, worüber er in den Ver-

sammlungen, in den Sitzungen sprechen wollte und was er in der Zeitung zu sagen hatte.

Mein Vater hat sehr viel gelesen. Er studierte eingehend die Werke von Marx und Engels und besaß alle Lenin-Bände. Stets notierte er sich, was er gelesen hatte. Er entnahm den Büchern wichtige Zitate, erläuterte sie in der Zeitung oder in seinen Reden den deutschen Arbeitern und fügte seine eigenen Gedanken hinzu. Oft kamen Genossen zu Vater. Mit ihnen sprach er das Gelesene durch. Ich hörte einmal, wie er dem damals jungen Genossen Jonny Schehr, nachdem er ihm aus dem Kopf einige wichtige Sätze von Lenin zitiert hatte, empfahl:

„Höre gut zu! Das ist für uns geschrieben! Wir müssen in der Partei viel mehr lernen. Unser Vorbild ist hierbei die Kommunistische Partei der Sowjetunion. Unsere Fehler entstehen zum großen Teil nur deshalb, weil unsere Genossen nicht genügend den Marxismus-Leninismus studieren und anwenden.“

Vater hörte nie auf mit dem Studium. Ständig arbeitete er an der Vervollkommnung seines Wissens. Ich sah ihn nie müßig. Aber er durfte bei der Arbeit nicht gestört werden*, und wir ließen auch, wenn er Wichtiges zu tun hatte*, keinen Genossen zu ihm.* Er brauchte nur zu sagen: „Rosa, es darf mich vor morgen früh niemand stören.“ Das verstanden wir und seine Freunde auch.

Bescheiden und verschwiegen sein

Wenn Vater in Hamburg oder in der Nähe von Hamburg zur Versammlung ging, dann durfte ich ihn manchmal begleiten. Aber niemals hat uns Vater zu dem Eingang mitgenommen, wo die Genossen auf ihn warteten.

Wir hatten einmal in Hamburg im Zirkus Busch* eine große Feier zu Ehren der Oktoberrevolution. Mutter zog mich festlich an, und zu dritt ging es zum Zirkus Busch.

Vater verabschiedete sich von uns vor dem Zirkus, und weg war er. Mutter und ich standen zwischen Tausenden von Arbeitern. Ich kleines Gör* wurde fast zerdrückt, bis mich ein Genosse auf die Schultern nahm* und in den Versammlungsraum trug.

Wir wären ein Teil der großen Familie, der Partei, und von uns verlangte Vater äußerste Disziplin und Bescheidenheit.

Als ich ganz klein war, wurde ich schon von der Mutter dazu erzogen, daß ich nichts fragen durfte, daß ich stundenlang allein spielen und dabei schweigen mußte, wenn Vater am Tisch saß und studierte oder an seinen Reden und Aufsätzen arbeitete.

Die Nachbarschaft war immer neugierig. Kaum konnte ich sprechen, da kamen, wenn ich auf der Straße war und mit den Kindern spielte, manchmal Genossen oder auch fremde Menschen, um mich nach Vater und seiner Arbeit zu fragen. Aber ich habe niemals geantwortet, sondern ich sagte stets: „Bitte gehen Sie zu meiner Mutti, ich weiß es nicht.“ Auch als mein Vater in Berlin arbeitete und ich längst zur Schule ging*, wollten mich Lehrer und Unbekannte oft nach ihm ausfragen. Ich erklärte immer: „Sie müssen sich entweder bei meiner Mutter erkundigen oder zum Büro der Kommunistischen Partei gehen. Ich kann darüber nicht sprechen.“ Mutter hatte mir erklärt: „Du darfst mit allen Kindern spielen und dich mit ihnen über deine Angelegenheiten unterhalten; aber du mußt heute schon lernen, daß du von der Arbeit des Vaters und von der Partei, vom Besuch der Genossen, von allem, was du siehst und hörst, wenn sich Vater mit Freunden unterhält, nicht sprechen darfst. Du darfst nicht schwatzhaft werden.“

Manchmal haben die Genossen dem Vater erzählt, daß ich keine Antwort gegeben hatte, dann sagte er jedesmal: „Das ist richtig. Selbst die Genossen müssen sich daran gewöhnen*, daß du niemandem Auskunft geben darfst*.“

Das rote Halstuch

Mit sechs Jahren* wurde ich in die Organisation der Roten Jungpioniere aufgenommen. Eigentlich konnte man damals erst mit neun Jahren Pionier werden. Aber ich hatte Vater und Mutter lange darum gebeten, und die Pioniere in Hamburg hatten versichert, daß sie sich freuen würden*, wenn die Eltern mich in die Pioniergruppe schickten. Jetzt war ich ein Pionier. Das war für mich eine große Ehre. Ich fehlte nie.

Wir hatten auch ein Sommerlager. Es war in einer alten Scheune in Horst an der Seeve*. Dorthin sind wir 40 km zu Fuß mit Sack und Pack* marschiert. Geld zum Fahren hatten wir selten. Unsere Organisation war arm, und die Arbeiter auch. Mein Rucksack wurde immer von den älteren Pionieren getragen. Wenn wir durch die Dörfer zogen, sangen wir unsere Arbeiterlieder und erzählten den Kindern, wer wir sind.

In*der Nähe unseres Lagers war ein großer Wald, in dem wir Pilze und Blaubeeren suchten. Dieser Wald aber gehörte einem reichen Gutsbesitzer, und dessen Förster drohte und verjagte uns. Er schimpfte uns „Lumpen und Verbrecher“, aber immer wieder haben wir unsere kärglichen Mahlzeiten mit den Pilzen und Beeren bereichert.

Vater fuhr öfter in die Sowjetunion. Als ich neun Jahre alt wurde, kehrte er aus Leningrad zurück. Mutter und ich holten ihn vom Bahnhof ab. Nachdem Vater mit den Arbeitern, die zur Begrüßung erschienen waren, gesprochen hatte, begrüßte er auch uns und sagte mir ins Ohr*: „Ich habe dir etwas Feines*mitgebracht.“ Er drückte uns den Koffer in die Hand, und wir gingen nach Hause. Vater konnte erst später kommen.

Aber wir machten den Koffer nicht auf, sondern warteten, bis der Vater kam, und waren sehr gespannt. Erst als wir gegessen hatten, packte Vater aus. Ich erhielt eine Pionierkleidung: ein rotes Halstuch, eine weiße Bluse und